

(Nachdruck verboten.)

18]

## Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

Martin fühlte sich ganz belebt von dem Schluck Branntwein. Er merkte nicht, daß der Stock, an dem er den Rucksack über die Schulter trug, sich durch seine Sachen und bis auf die bloße Haut gebohrt hatte, er merkte nicht, daß die Schuhe an seinen Füßen festgeklebt waren. Er konnte sich ganz leicht bewegen, wie es ihm schien, und sink draufzugehen.

Aber es dauerte nicht lange, so begann er über die Steine zu stolpern und den Rändern der Straße zuzustreben. Es wurde ihm immer heißer im Kopf, und er mußte sich anstrengen, um deutlich zu sehen.

Das Branntweingift erhitze seinen von jeder Spur von Nahrungsstoff gereinigten Körper. Heiß und krank zog er die Luft durch die schmerzenden Lungen, die Augen waren wie mit Anilinfarbe überzogen und der ganze Kopf ein geschwollener Klumpen, ein kränkliches Gewächs.

So erreichte er Kolding. Ohne Ziel oder Gedanken trabte er die Straße entlang. Er kam an einer Kirche vorüber. Weshalb sie wohl ihr Geld dazu benutzen, so ein leeres Haus zu bauen? Hätte ich bloß etwas von all dem Gelde!

Da lag ein Hotel und feine gut frisierte Herren saßen hinter den großen Glasscheiben, er sah ihre weißen Manschetten, wenn sie die glitzernden Gläser erhoben und den goldbraunen Trunk in den Hals laufen ließen.

Durch all diese Fenster sah man Brot und Früchte und Fleisch. Alles war so prunkhaft wie möglich ausgestellt.

Und die Schilder luden ein zuzugreifen, vom allerbesten zu nehmen — zu essen und zu trinken — nur immer dabei zu bleiben, gar nicht aufzuhören mit Essen und Trinken. Und die feinen Anzüge, die da lagen — dick und warm — statt der alten Lumpen, die er anhatte.

Wenn man nur Geld hätte — Geld. Und wenn es nur zu einem Butterbrot genug gewesen wäre.

Mechanisch erhob er die Hand, um in der Tasche zu suchen, aber, Herrgott, er hatte ja schon zwanzigmal vorher in den Taschen nachgeschaut.

Was war das für ein Gebäude, an dem er stand, das mußte die Bank sein. So dicke Mauern und vergitterte Fenster und Türen von Planken — — — — —

keine einzige schwache Stelle, wo man durchbrechen konnte. Drinnen gab es Geld genug — viel Geld. Gold zu Haufen — rotes, leuchtendes Gold. Man konnte es nehmen und durch die Finger laufen, ins Sonnenlicht halten und funkeln und flimmern lassen.

Man konnte so viel davon nehmen als man tragen konnte — dann war man reich.

Man konnte alles nehmen — dann war man Herr über die ganze Welt. Dann besaß man die ganze Herrlichkeit, Essen und Wein und Kleider und Licht und Wärme und große Häuser mit Marmorsäulen und Kristall auf den Tischen und blinkendes Gold und Silber, das klang. Und immer war Sommer und Sonnenschein und Lust und Licht und Freude. So wollte er leben! Er wollte! Er hatte ebensoviel Recht darauf wie andere!

Wie die Menschen doch auf ihr Geld aufpaßten — auf alles, was sie besaßen. Jeder, der etwas an sich gerissen hatte, bewachte es wie ein Wolf. Und alles war mit Beschlag belegt — keinen Flecken gab es, wo er zufassen konnte. Kein Zweiforestück war für ihn übrig geblieben — auch nicht, wenn er dafür arbeiten wollte!

Ein solches Gebäude mit Eisenbeschlägen und Eisengittern und ellendicken Mauern — sollte sich das nicht mit — — Pulver sprengen lassen?

Wie viele wohl hier in der Stadt hungerten wie er? Wenn sie nun allesamt angeschlichen kämen und plötzlich vorstürzten wie wilde und schlappgemachte Tiere und ihre Klauen in das feine Gesindel eingrübten und es niederschlugen, daß es auf den Straßen läge mit zerfetzten Gesichtern und zerrissenen Sachen. Wenn plötzlich eine Wildheit, ein ge-

waltiges Brüllen losbräche mitten in dieser friedlichen Stadt, wo jeder ging und das Seine behütete, daß sie alle von dem weggejagt wurden, was sie besaßen, wie Tiere von ihrem Fressen!

Und wenn die Dunkelheit sich herabsenken würde, daß keiner das Fürchterliche, das begangen wurde, sehen könnte!

Dann müßten die Menschen auf den wilden Feldern, auf der öden Welt umherirren wie einzeln und der große Streit um Beute und Macht konnte von neuem beginnen wie beim Anbruch der Zeiten, als das erste Gebrüll sich erhob und die Affen in den Bäumen der Wälder miteinander rangen und unbekannte Schreie von den Bergen gellten.

Oh, wenn dieser Tag jetzt gekommen wäre! Wenn es der Untergang wäre, den er schon in den fernen Lauten spürte. Er würde freischen wie ein ausgehungertes Rabe, der das Nas wittert! Er würde die Pflastersteine mit den Klauen ausgraben und brüllend mit im Gaußen galoppieren!

Und was es an Licht und Glück auf Erden gab, sollte von der überwältigenden Finsternis vernichtet werden, von losbrechenden Raubtrieben und der tausendjährigen ausgehungerten Wildheit!

Er krümmte den Rücken wie ein Raubtier und das Gesicht verzog sich gehässig!

Seine Spannung war so gewaltig, daß ihm die Arme vom Körper abstanden. Die Luft flimmerte vor seinen Augen. Sieh! Die Menschen sprangen und die Wagen fuhrten wie rasend und die Häuserreihen schwankten. — —

Ah, Wahnsinn! Wahnsinn in seinem törichtesten Hirn! Das waren ja anständige Leute alle miteinander. Da gingen die Bauarbeiter vorüber und die Gasarbeiter und die Betonarbeiter und Kontoristen und Geschäftsleute — alle in demselben gutmütigen alltäglichen Trab durch die gewohnten Straßen.

Ja, selbst ein Priester ging fröhlich und satt vorüber und grüßte freundlich nach allen Seiten — er kannte ja die meisten von ihnen und wußte, womit sie sich beschäftigten und wie es mit ihrem moralischen Wandel bestellt war.

Nur er selbst ging umher wie ein Tier im Gewimmel der Menschen! Oder ein Mensch, bei dem die Tiernatur im Begriff stand, sich als schreiender Wahnsinn zu äußern.

Sein blutleeres Gehirn stöhnte. Wer war nun das, der drüben an der Straßenecke stand und ihn anstarrte? Ein Schuhmann. Der hatte wohl Lust, mit seinen Klauen auf ihn einzudringen, ihn zu schütteln und zur Wache zu schleppen, bloß weil er so elend aussah. Es fehlte nur, daß er dort ins Haus hinaufging und um 2 Dere bäte, dann würde er gleich da sein — der Mann des Gesetzes und Ordnung schaffen. Gaha, wie lächerlich, daß sie so einen wie ihn nicht laufen lassen konnten, aber etwas mußten sie wohl zu tun haben!

Aber was war das. Er stand ja immer noch hier. Er wollte gehen, konnte aber die Füße nicht auseinander bringen, so schwindlig fühlte er sich.

Die Kehle dehnte sich ihm glühheiß in den Mund hinein und der trockene Gaumen brannte. Die Zunge war dick und steif, so daß er den Mund weit darüber aufreißen mußte. Scharfer Schaum stieg ihm im Halse empor, aber er konnte ihn nicht ausspeien, weil der ganze Rachen aufgedunsen und von schwellenden Drüsen verstopft war.

Die Häuser kamen auf ihn zugewackelt und der ganze Schwarm der Straße, die Schilder, die Wagen, die Herren hinter dem Restaurationsfenster — alles tanzte.

Es kam jemand eilig um die Ecke gegangen — er wollte ausweichen, konnte es aber nicht mehr — jedenfalls bekam er einen Stoß, daß er gegen die Mauer flog. Hallo, es war ihm nicht möglich, das Gleichgewicht wiederzufinden. Was war das? Er wurde ja steif. Die Glieder zogen sich krumm, die Rückenerven zogen sich oben im Hinterkopf zu einem Schlüssel zusammen und die Halsmuskeln erschlafften auf der einen Seite, daß der Kopf sich gegen die Schultern wenden ließ. Das ganze Nervensystem verzerrte sich, und die Häute seiner Augen wurden schwarz. Ah — er taumelte, griff um sich — das Haus wich ihm aus und die Nägel schabten an der rauhen Zementverputzung entlang. Er drehte sich rund um, stand einen Augenblick und fiel dann klatschend

zu Boden, das Gesicht auf die Fliesen des Bürgersteiges und die Finger in den Schmutz des Kinnsteins gebohrt.

Nun gab es etwas für den Schutzmännchen zu tun. Er stolzierte über die Straße, stieß die Leute bei Seite, die schon zusammengelaufen waren und packte mit ein paar Fingern Martin beim Kragen.

„Was ist das! Auf mit ihm! Machen Sie nun zum Teufel, daß Sie wieder auf die Beine kommen!“

„Uhl! Er ist ganz schwarz im Gesicht!“ schrie einer. „Er ist blutig!“ hieß es. „Er ist tot — es ist ein Herzschlag!“

„Er ist besoffen das Schwein!“ schimpfte der Schutzmännchen. „Er riecht ja meilenweit nach Branntwein. Ist keine Droschke da?“

Ein dickbäuchiger Herr stand und sah zu. Er begriff natürlich nicht, wie ein Mensch so dünn werden konnte vor Hunger, daß er nicht gerade stehen konnte.

„Was ist da los?“

„Er ist besoffen, will ich Ihnen sagen“, grientete der Schutzmännchen höflich.

„Aber ich glaube, er hat Krämpfe und psui Lemfel, der Schaum steht ihm ja vorm Mundel!“

„Ja, das ist was Apoplektisches“. Der Schutzmännchen zuckte verächtlich die Achseln. „Die Sorte haben wir so oft. Das ist was, was halb vom Spiritus kommt, so halb und halb Delirium!“

„Jetzt kommt Leben in den Burschen“, grunzte der Dicke.

„So einer, noch ein reiner Lummel! Er müßte ein ordentliche Tracht Prügel kriegen, statt herumzulaufen und sich zu betrinken, so eine Föhrel!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Berliner politische Karikatur im Jahre 1848.

### II.

Einen ähnlichen Umfang in der deutschen Karikatur des Jahres 1848, wie Friedrich Wilhelm IV., nimmt keine andere Persönlichkeit nur entfernt ein; er war die Spitze, auf die jeder mindestens einen Pfeil richtete und abschneidete. Wenn Friedrich Wilhelm der Vierte aber auch noch so sehr mit Spott überschüttet wurde, so erreichte der Haß, der darin zum Ausdruck kam, doch nicht entfernt die Glut, mit dem man den dem Thron am nächsten Stehenden, den Prinzen Wilhelm von Preußen, bekämpfte. In Friedrich Wilhelms IV. Persönlichkeit und Auftreten lag fast immer noch ein gewisser versöhnlicher Zug, in der des Prinzen von Preußen dagegen alles andere. Der Prinz von Preußen galt als der eingetragene Gegner aller und jeder Neuerung und er war es auch: der blindeste und gehässigste aller Reaktionsäre, er stand ganz auf dem Boden der Regierungsprinzipien des Vormärz. Metternich hatte keinen überzeugteren Anhänger gehabt und alle Welt wußte das, denn er machte gar kein Hehl daraus, sondern betonte es bei jeder Gelegenheit. In dem vereinigten Landtag hatte er es des öfteren klar und deutlich ausgesprochen. In ihm erblickte daher der Liberalismus damals seinen größten Gegner, gegen ihn richteten sich die ersten Ausbrüche der Volkswut, die als drohende Vorboten dem Märzsturm vorangingen. Daß er die Seele des Widerstandes gegen die Forderungen des Volkes sei, das galt überall als selbstverständlich und hätte gar keiner besonderen Bestätigung bedurft. In der großen Zahl von Karikaturen, die auf den Prinzen von Preußen sofort nach seiner Flucht erschienen, kam dies deutlich zum Ausdruck. Freilich der Haß verwandelte sich überall sofort in spöttischen Hohn, als der Prinz durch seine eilige Abreise nach England in Nacht und Nebel des Heldenmutes negative Seite offenbarte.

Diese Reize war für den Spott eine nicht leicht auszuschnepfende Fundgrube, wenn auch die näheren Umstände nur ganz langsam durchsickerten und erst in späteren Jahren völlig bekannt wurden. Da vorerst nur die Tatsache der Flucht, das Ziel und ihr vorgeblicher Zweck bekannt waren, so verlegten alle Karikaturisten den Schauplatz gleich nach London. Hier an der Themse Strand finden sich alle zusammen, denen der Boden des festländischen Europas zu heiß geworden ist. Offiziell sind es freilich ganz andere Gründe, die jeden einzelnen hierher geführt haben: „In gemeinen Aufträgen“, „einer Seelur wegen“, „gesundheitshalber“ usw. Das heißt die Ausrede „gesundheitshalber“ stimmte, einzig im Interesse seiner Gesundheit hatte jeder der Helden, die sich in London zusammenfanden, den heimatischen Staub von den Füßen geschüttelt. Am wichtigsten und künstlerisch am wirksamsten ist die große Karikatur: „Victoria, der Schutzmännchen“, in der ein Berliner Zeichner, namens Haag, die Flucht des Prinzen von Preußen satirisch behandelt hat. Victorias Schürze ist der sichere Ort, wohin sie alle flüchten, schüßend breitet sie über alle ihre Band und Sie sind natürlich darob ganz seltsam. Metternich erblickt

sich behaglich von dem ausgestandenen Schreden, hier ruht es sich angenehmer, als in dem kaiserlichen Wäschewagen, in dem er sich aus Wien fortstahl. Louis Philipp von Frankreich schwört enthusiastisch seiner Schutzmännchen ewige Treue, und mit fröhlichem Trompetengeschmetter in altfränkischer Postillonsuniform, denn als Postillon verkleidet, hat der Prinz von Preußen seine Flucht bewerkstelligt, landet eben der dritte. Warum sollten sie auch nicht höchst vergnügt sein? Die junge, hier so pikante Viktoria ist doch ein zu niedlicher Schutzmännchen, und bis hierher werden selbst die empörtesten Wogen nie branden, also Grund genug zur besten Laune. Unterdessen spielten sich in Berlin am Palais des Prinzen die bekannten Szenen ab. Die Erklärung des Prinzenpalais zum Nationalkongress hat dem Gassenwitz und der Karikatur ein neues Motiv zugeführt, das man auf alles mögliche sonst noch anwandte. Als der Prinz von Preußen endlich wieder nach Berlin zurückkehrte, war es wieder der Zeichner Haag, der in dem Blatt: „Wie der Berliner Vär seinen Vusenfreund empfängt“ eine der besten Karikaturen zeichnete. Es ist eine höchst unbehaglich sich geberdende Liebe, die dieser 30 Jahre an der Kette gelegene und nun endlich befreite Vär an den Tag legt, er zeigt seine Krallen sehr bedenklich. Die Zukunft erwies freilich, daß es nicht so gefährlich war, als wie es auf dem Bilde den Anschein hatte; trotzdem der Prinz von Preußen sehr bald merken ließ, daß er nur den einen Gedanken hege, die Dinge auf ihren früheren Stand zurückzuführen . . .

Da die Läppigkeit der Vären gewöhnlich größer ist als ihre Gefährlichkeit, so entwickelte sich diese „endliche Freiheit“ ganz dementsprechend. Nur zu bald war es mit dem Elan vorbei, der wie ein heiliges Feuer im März alles befeuert hatte. Am meisten versloffen aber war er bei denen, welche die sichere Bürgerschaft für den dauernden Bestand des Erregungen bieten sollten, bei der stolzierten „Märzerrungenschaft“, der wiederer Bürgerwehr. Der Bürger in Waffen war längst der übertragene Pflichten satt, in Berlin wie in den anderen Städten. Nur Blinde hätten das übersehen können. Wenn es auch ganz seinem Wesen entsprach, eine Schutztruppe wider die Revolution zu bilden, denn etwas anderes war die Bürgerwehr nicht, so raubte ihm doch der Dienst die Zeit, den Verdienst und vor allem die gewohnte Kleinbürgerliche Behaglichkeit. Rein, all diese Aufregungen paßten nicht für die an ihre Ruhe und ihre häusliche Ordnung gewohnte Spießbürgerseele! Aergert den Münchener Bürgergardisten, daß sein Väterchen immer kalt wird, bis er nach Hause kommt, und fürchtet er das Durchgehen seines Vollschnittes, so kann der Berliner Bürgerwehrmann vor allem das ewige Generalmarschschlagen nicht vertragen, das ihm regelmäßig den besten Schlaf raubt. Das ist eine schöne Freiheit! Wenn er seinen Schlaf nicht hat, kann ihm die ganze Freiheit gestohlen werden, denn „wo kein Schlaf nicht ist, ist auch keine Gesundheit“ — so philosophiert der Berliner Weißbierstrategie. Zu was übrigens alle diese Aufregungen noch? Hatte man denn nicht die Rauchfreiheit? Das Wichtigste! Und denkt denn ein einziger Mensch daran, diese glorreiche „Erregungenschaft“ auch nur anzutasten? Weileibe nicht! Ach ja, die Satire hatte mit ihrem Hohn ganz recht, als sie in diesem Sinne die Bürgerwache am Landsberger Thor dem Geist aus dem Friedrichshain, der kommt, um zu fragen, was sie mit ihrem Blute erstritten hätten, antworten läßt. Viel höher ging das Streben so vieler im Jahre 1848 wirklich nicht hinaus. Der deutsche Michel hatte in der Tat noch lange nicht ausgeschlafen, und bereits im Herbst sehnte er sich aus tiefstem Herzensgrunde danach, wieder einen langen, gründlichen Schlaf zu tun; diesmal aber einen, der möglichst ungestört blieb von den beunruhigenden Träumen von Einheit und Freiheit. Das Schlafmittel, mit dem die Gegenrevolution dieser Sehnsucht zu Hilfe kam, wirkte unwiderstehlich, es war der Takt-Eintritt des nun überall wieder zu dem Begriffen der absoluten Subordination zurückgeführten Militärs. Seine Melodie aber, mit der vollends die letzte Regung einschlummerte, der Belagerungszustand, er brachte auch die Karikatur zum Verstummen. Statt mit ihrer flirrenden Klappe die Wachenden zu fröhlichem Handeln zu begeistern, konnte sie nur noch Trösterin in der Not sein, die Hüterin des Lachens, ohne das die Menschen sterben müßten, die einzige, welche den Mut findet, selbst über das Niederstlagendste noch zu lachen. Und sie brachte das wirklich in einzelnen Fällen fertig . . .

Von den Berliner Blättern sind nach der künstlerischen und der stofflichen Seite die des mehrfach genannten Zeichners Haag die markantesten. Sie verraten sowohl im Witz, wie in der Zeichnung ein in Deutschland damals gar seltenes Talent für groteske Satire. Wenn man die verschiedenen Blätter dieses Zeichners, auch diejenigen, von denen wir hier nicht Notiz genommen haben, noch in einer anderen Richtung, hinsichtlich ihres Erscheinungsortes miteinander vergleicht, dann macht man noch eine zweite interessante Beobachtung: die Bestätigung unserer eingangs dieses Abschnittes gemachten Behauptung, daß die Herausgabe von Karikaturen auf Friedrich Wilhelm IV. und das königliche Haus innerhalb Berlins auch im Jahre 1848 nicht gebudet wurde. Während nämlich alle die Blätter Haags, die sich auf die Bürgerwehr usw. beziehen, im Verlag von Gebrüder Rocca in Berlin herauskamen, tragen die Blätter auf Friedrich Wilhelm IV. und den Prinzen von Preußen meist die Leipziger Firma L. Blau u. Co.; „Victoria, der Schutzmännchen“ soll sogar in Ulm erschienen sein. Nach unserer festen Ueberzeugung sind die sämtlichen Blätter in Berlin entstanden, die mit der Firma Blau u. Co. Leipzig versehenen Blätter mögen ja in Leipzig gedruckt worden sein, aber bei dem

Blatt „Victoria, der Schützengel“ gehen ihr Wohl kaum fehl, wenn wir den Druckort Ulm für fingiert und Berlin als den wahrscheinlichsten Druck- und Erscheinungsort ansehen.

Was jetzt war nur von den Einblattdrucken die Rede. Aber das Jahr 1848 brachte noch eine weitere Errungenschaft. Die periodisch erscheinende politisch-satirische Presse. Das ist ein nicht unwichtiges Ergebnis der Revolution des Jahres 1848. Aber im Jahre 1848 stand diese, so zahlreich auch die satirischen Blätter vor allem in Berlin aus dem Boden schossen, und so groß auch deren Verbreitung bei verschiedenen war, nach ihrer Bedeutung gemessen, doch eigentlich erst an zweiter Stelle. Aus zwei Gründen, aus einem technischen und aus einem politischen Grunde. Selbst die kleinste Zeitung bedarf einer Anzahl von Hilfskräften, deren sie absolut nicht entbehren kann. Sie setzt eine bestimmte technische Organisation voraus, die sowohl ihre Herstellung, wie ihre Verbreitung regelt. Das macht ihre Herstellung umständlich und zeitraubend. In einer bewegten Zeit, in der ein Ereignis das andere drängt, ist die Zeitung, wenn sie nicht täglich erscheint, daher selten imstande, dem Gange der Dinge zu folgen, sie versagt unbarmerzig. Da aber jeder Tag seine Rechte fordert, d. h. jedes Ereignis womöglich schon von der nächsten Stunde seinen Kommentar verlangt, wenn er noch diejenige Beachtung finden will, die einem lohnenden Absatz und die beabsichtigte Beeinflussung des Publikums verspricht, so tritt in solchen Zeiten die relativ langsam funktionierende Zeitung hinter den für die Herstellung und Verbreitung gar keine besondere Organisation voraussetzenden Einblattdruck zurück. Der politische Grund ist nicht minder wichtig: Jede Zeitung hat Rücksichten zu nehmen auf die Schranken, die ihr das Gesetz zieht und auf die Schranken, die ihr die Partei errichtet, in deren Dienst sie kämpft. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß verschiedene Dinge und Personen aus juristischen oder tatsächlichen Gründen selbst in revolutionären Zeiten aus der Zeitung ausgeschlossen bleiben. Für den Einblattdruck kommt das alles nicht in Betracht. Die Zeitung ist juristisch verantwortlich, sie kann nicht in kritischen Fällen untertauchen unter die absolute Anonymität und sich der Verantwortung entziehen; der Einblattdruck kann es, und darum kann er alles sagen, was die Zeitung nicht sagen kann. Die Zeitung ist ein moralisches Wesen, bei dem man nach dem Vorleben fragt, ehe man sich mit ihm einläßt; der Einblattdruck ist eine bloße Strafenbekanntmachung, die den Ruf nicht im geringsten alteriert, man hat sie vorher nicht gekannt. Dazu kommt dann noch weiter, und vielleicht als wichtigstes: das Sensationsbedürfnis der Menschen, das in aufgeregten Zeiten in gesteigertem Maße vorhanden ist. Dieses Sensationsbedürfnis kommt bei Einblattdrucken immer mehr auf seine Rechnung, denn der Einblattdruck ist schon durch sein unerwartetes Erscheinen eine Sensation, mit der Zeitung rechnet man. Aus allen diesen Gründen steht der Einblattdruck an erster Stelle und enthält auch die kühnsten Angriffe.

Natürlich bleibt der periodischen Presse in solchen unerwartlichen Zeiten trotzdem noch ein unendlich großes Tätigkeitsfeld und Verbreitungsgebiet, sie ist nicht weniger ein Bedürfnis. Das beweist schon die Tatsache, daß im Jahre 1848 beinahe jede größere deutsche Stadt, in deren Mauern sich ein regeres politisches Leben abspielte, über ein politisches Witzblatt verfügte, die ganz großen Städte über mehrere, Berlin im Verlaufe der Volksbewegung über mehr denn ein Duzend.

Die Frühlingsjahnung, die den eisbrechenden Märzstürmen vorangegangen war, hatte einen Teil der wichtigsten deutschen Witzblätter schon ins Leben gerufen: die Münchener „Fliegenden Blätter“, die Münchener „Leuchttugeln“, die Düsseldorf „Monatsschiffe“ und den Pfälzischen „Eulenspiegel“ in Stuttgart. Dieselben technischen Gründe, welche in aufgeregten Zeiten die Zeitungen hinter die Einblattdrucke zurückstellen, haben das Entstehen neuer Zeitungen erst dann zugelassen, als das Chaos sich wieder löste und der neue Zustand der Dinge sich ein wenig zu festigen begann. Das war in Berlin im Mai. Am 8. Mai 1848 erschien die erste Nummer von Glasbrenners „Freien Blättern“, mit dem Motto: „Der Staat sind wir!“, am Tag darauf das einzige satirische Blatt, das neben den „Fliegenden Blättern“ bis in unsere Gegenwart heraufreichen sollte, der „Bladderadatsch“, damals mit dem Untertitel: „Organ für und von Bummel“. Am 18. Mai folgte der „Berliner Strateher“, näher bezeichnet: Nr. 1 vom 18. Mai 1848, am 30. Tage nach dem ersten Mißverständnis, Motto: „Ruhe ist die letzte Bürgerpflicht, die erste aber: immer mit dem Kuhfuß.“ Im Juni meldete sich „Tante Voss mit dem Besen“ zum Wort, im August „Das Berliner Großmaul“ und als Nachzügler im Jahre 1849 noch der ausgesprochen antidemokratische „Zuchheiratskassa“, Organ für alle, die lesen und schreiben können.

Die Motive, die in der satirischen Presse behandelt wurden, waren natürlich dieselben, die den Inhalt der geschriebenen wie der gezeichneten Einblattdrucke bildeten, nur daß man in der Presse selbstverständlicherweise ungleich mehr ins Einzelne ging. Das gestattete schon der größere Raum.

Zeichneten sich die süddeutschen Witzblätter fast durchwegs durch gute künstlerische Karikaturen aus, und schufen sie sich dadurch ihren Ruhm, so verdankten die Berliner Witzblätter ihre führende Stellung einzig ihrem scharfen, schlagfertigen literarischen Witz, der nie verlegen war, der sich nie verblüffen ließ. Sie alle besaßen das, was eines von ihnen sich in richtiger Selbsterkenntnis zum Titel gewählt hatte: „Das Berliner Großmaul“.

Was zu virtuoser Höhe war dies gesteigert im „Berliner Strateher“; hier wurde freilich sehr häufig Witz mit Schimpfen verwechselt. Daß ihm aber auch ganz gutes gelang, das zeigt die bekannte famose Karikatur General Wrangels als „Marschall Druff“. War Delikatess und zarte Rücksichtnahme auf weiche Gemüter gewiß auch im „Bladderadatsch“ das, was man ganz vergeblich darin gesucht hätte, so war sein Ton doch ein grundverschiedener. Hier dominierte der feiner geschliffene politische Witz, hier hatte sich die geistreichste Satire eine Tribüne aufgeschlagen, von der aus mit großem Geschick gesprochen wurde. Beweis dafür ist, daß er damals in ganz Deutschland fortwährend von der ersten bis zur letzten Zeile ausgeräubert wurde.

Das Kapitel: Die Berliner Karikatur im Jahre 1848 ist ein sehr interessantes und sehr reiches Kapitel. Und was das wichtigste ist, trotz der deutlichen Worte, die hier immer erklingen, ist es ein klarer Spiegel für die Anreise der damaligen Bourgeoisie, die in ihrer Feigheit vor den proletarischen Erben der Revolution selbst die Fessel schmiedete, in die sie von der siegenden Gegenrevolution bald von neuem gelegt werden sollte, und in der sie sich heute noch vergeblich windet, — um wahrscheinlich nie daraus befreit zu werden.

(Nachdruck verboten.)

## Das Grab der lieben Seele.

Von Petar Gerasim Rotschitsch.

Autorisierte Uebersetzung von Roda Roda.

(Schluß.)

„Im Namen des Gesetzes! Aber Herr Gendarm, liebe Seele, dann bitt' ich Dich im Namen Gottes: gib mein Erbteil wenigstens einem der Unseren, aus diesem verfluchten Lande einem; denn ein Oesterreicher, weißt Du, wenn der einmal darauf sitzt . . .“

Sie hören ihn gar nicht mehr an und führen ihn ab.

Im Tal unten nagelte ihm das Dorf aus alten Staffeln und Brettern so was wie eine Hütte zurecht; in fremden Häusern mochte er sich nicht herumschlagen. Eine einzige elende Kuh hatte er: Das war der ganze Viehstand. Zu Michaeil pflegte ihm, wer halbwegs konnte, eine Mulde Korn zu bringen und eine, zwei Handvoll Bohnen. Er wieder trug's dem Dorf auf seine Weise ab, sagte uns die gebotenen Feiertage an; wann man arbeiten darf und wann nicht. An den Patronstagen betete er das Gloria vor und ver kündete auf den Hochzeiten die Geschenke. Ein kluger Kopf überhaupt und redegewandt trotz einem Mönch, gefällig und bereitwillig. Kaum war einer gestorben, war schon der alte Mijsa zur Leichenwäsche und Wache da.

Man hielt ihn sehr in Ehren. Nur dem Popen und dem Richter stand er nicht zu Gesicht.

„Christenmensch, miß Dich nicht in meine Geschäfte“, sprach immer der Pöpe zu ihm; „denn sonst — bei allen heiligen Bildern — wachse ich noch mit Dir zusammen, und einem von uns geht's nicht gut dabei. Wie sagt die Schrift? Eine Herde, ein Hirt. So sagt sie.“

„Wenn mich aber die Leute fragen, liebe Seele? Da antwort' ich eben, so gut ich's weiß. Was willst Du: Schindel liegt auf Schindel und die Menschen verlassen sich auf einander. Das ist der Lauf der Welt. Zur Hand bist Du auch nicht immer, liebe Seele; da mag ich recht und schlecht Feiertage anfragen, damit die Leute nicht sündigen; denn Sünde und Fluch fällt wahrlich gerade genug auf den Glauben. Das Dorf hilft mir; und wenn ich ihm ein wenig zu Dank bin: Das sollte Unrecht sein?“

„Ja sag' Dir nur so viel, Christenmensch: Hände weg von meinen Angelegenheiten! Oder, bei Gott, ich bring' Dich vor den Bischof und frage ihn, wer hier die Seelsorge hat: Du oder ich?“ Dem Richter wieder war's nicht recht, daß die liebe Seele die Bauern vom Gericht abredete.

„Kinder“, pflegte der selige Mijsa zu sagen, „kauft nicht wegen jeder Kleinigkeit zu Gericht! Macht es hier zu Haus unter Euch aus. Denn wie ist es bei diesen österreichischen Gerichten? Lauter Pittschristen, Protokolle, Ankosten und Pflaster, — Kinder, das reine Verderben für Unserer! Manche sagen: Die türkischen Gerichte . . . Du liebe Seele . . . man hat auch dazumal sein Recht nicht gefunden. Geht es nicht suchen, wohnt Euch aus, gebt Euch einen Kuß und gut ist's. Unter aller Recht liegt auf dem Amieisfeld begraben. Kerito, liebe Seele, laß ein wenig nach, etwas auch Du, Markan, liebe Seele . . . Gottes Segen darauf, und beiden ist geholfen.“

„Mijsa, spiel' nicht die Amtsperson“, sagte Bitterböß der Richter. „Wer hat hier den Vorkuß: Du oder ich?“

„Aber, liebe Seele, das Gericht will doch auch nicht, daß sich die Menschen immerfort streiten!“

„Mijsa, ich warne Dich noch einmal! Blase nicht, was Dich nicht brennt. Das kaiserliche Insiegel ist bei mir —: es kann Dir schlimm ergehen.“

Da zuckt die liebe Seele die Achseln und geht heim. Ist auch nicht mehr unter die Menschen gekommen. Zu Haus hat er gefressen und geweiht.

„Wenn nur mein Stole erst größer ist und wandern kann! Dann werden wir weit, weit fortgehen.“ So hat der Alte immer gesagt. „Ich kann nicht mitansehen, wie sich dieser Oesterreicher auf

meinem Zell breitmacht. Heinst mein Obst ein um robet meinen Wald. — wo ich doch alles gepflanzt habe! —

Eines Tages hört man, daß Stoles Mutter gestorben ist. Der Greis wird jung darüber.

Auf Vierzig Märtyrer vor zwei Jahren fang' ich mit dem Adern an. Bis Mittag sind brüthalt Regen aufgerissen. Wir lassen die Ochsen aus dem Joch, ledig auf die Weide und setzen uns zum Essen. Da kommt auf einmal der alte Mijo mit seinem Enkel irgendwoher gestapft. Er merkwürdig guten Mutes.

„Sieh an, Dule! Hab' ich das auch erlebt!“ Und zeigt auf den Kleinen. „Die Mutter ist ihm gestorben; er kommt zu mir um sein Erbteil.“

„Wohin des Wegs, wenn Gott gibt?“ frage ich. „Es jetzt heit's, das Lehn wiederkriegen. Er wächst mir auf, der Stole. Da will ich bei guter Zeit vorsorgen. Denn wenn ich, so Gott will, heute oder morgen die Augen schließ', wer soll ihm zu seinem Eigentum verhelfen?“

„Mijo, Mijo, wenn Dir das nur gelingt!“

„Wie soll' es nicht? Es ist doch sein?“

„Bruder, der Grund ist nicht mehr Dein Pacht. Der ist schon auf den anderen umgeschriebenen. Du und Stole seid aus den Büchern gelöscht. Der Grenzger, der Desterreicher, hat die Urkunden und hat auch die Rechte.“

„Urkunden! Rechte! Das sagst Du! Ich aber sag' Dir, liebe Seele: Stole ist jetzt groß geworden. Und wenn er groß geworden ist — das hat mir der Gendarm damals angelobt, so wahr ich hier sitze —, darf Stole wieder in sein Elternhaus. Kein Gericht und kein Amt, das ihm's noch einmal nehmen kann. Tun sie es doch, so will ich anpochen vom Bezirk angefangen bis hinauf zur Sarajewoer Regierung, wenns sein muß, beim Kaiser selber.“

„Wahrhaftig: er hat's getan! Alle Behörden hat er abgelaufen und verchlossene Türen gefunden. Um Petri Kettenfeier kehrt er mit dem Buben heim.“

„Wo bist Du gewesen? — Ueberall! — Was hast Du ausgerichtet? — Nichts!“

„Und jetzt, Mijo?“ fragt man ihn.

„Nach Wien, geraden Weges nach Wien! Ich ging' auch noch weiter, wenn ich wüßt', zu wem.“

„Und die Zehrung?“

„Da rufe ich: „Leute, meine Meinung ist, daß das Dorf zusammensteuern und die Kosten aufbringen muß.“ ruf ich.“

„Aber der Pope und der Richter verbieten's. Wer einen Kreuzer Hergibt, sagen sie, wird von ihnen angezeigt.“

„Kinder, Brüder.“ bittet der Alte unter Tränen, „darbt nicht um meinwillen, liebe Seelen. Ich habe meine Kuh noch: die will ich zu Markte treiben.“

Am andern Tag schlingt er ihr richtig den Strick um die Hörner und will fort. Der kleine Stole mit ihm. Alle haben ihm abgeraten, denn der Schneesturm war im Anzug und der Weg führt übers Gebirge.

„Dieben Seelen, ich kann nicht warten. Etwas ist in mir, das mich ruhlos macht.“ gibt er zur Antwort.

Er hört richtig auf seinen und geht. Geht und kommt nicht wieder. Er und Stole. Auf dem Rückweg vom Markt sind sie eingeschneit.

Fünfundzwanzig Gulden haben wir bei ihm gefunden. Zehn dem Popen für die Einsegnung und fünfzehn hat der Richter an die kaiserlichen Kammer abgeführt.

„Und wer hat ihm das Grabkreuz gesetzt?“

„Wer? Das Dorf! Das Dorf seiner lieben Seele.“

## Kleines feuilleton.

**Die Mückenplage und ihre Beseitigung.** Wenn der Frühling gekommen, die Tage wärmer geworden sind und der Mensch sich in seiner freien Zeit in der neu auflebenden Natur erfreuen will, wo alles grünt und sproßt, wird ihm dieser Genuß nicht selten bald und unliebsam durch schmerzhaftige Mückenstiche gestört, denn die weggejagten Mückenweibchen kommen immer wieder, um mit ihrem Rüssel ihn auf einer unbedeckten Hautstelle zu stechen, wobei sie eine ätzende und schmerzende Flüssigkeit absondern, durch die der Zufluß des Blutes zur Stichstelle befördert wird, das die Mücke dann saugt. Aber diese schmerzenden Stichflecke sind nicht die einzigen Uebel, die die Mücken Menschen und größeren Tieren bringen. Es ist durch neuere Untersuchungen außer Zweifel gestellt, daß die Malaria, das Sumpffieber, nicht, wie man früher allgemein annahm, durch Miasmen und gasartige Fäulnisprodukte erzeugt werden, sondern daß sie nur durch die Stiche der Mücken oder Moskito auf Menschen und Tiere übertragen werden. Manche sumpfreiche Gegenden, in denen sich die Mücken besonders zahlreich zeigen, sind wegen dieser Plage verrufen und geradezu unbewohnbar.

Die verschiedenen Schutzmittel, die man gegen die Stiche der Mücken empfiehlt und anwendet, wie Zigarrenrauchen, Betupfen der unbedeckten Hautstellen mit riechenden Stoffen wie Nelkenöl, Lavendelöl, Thymianöl, Menthol usw. oder Betupfen der Stichstellen mit Salmiakgeist: sie alle bieten nur einen sehr unwir-

samen Schutz gegen die lästigen Mückenstiche. Zigarrenrauchen ist nicht jedermanns Sache, neben den mit Nelkenöl betupften Hautstellen finden die gierigen Mückenweibchen immer noch freie Stellen, in die sie stechen, und das Betupfen mit Salmiakgeist ist für eine empfindsame Haut oft noch schmerzender, als der Mückenstich selbst. Die Schaffung eines wirklichen Schutzmittels ist gegen diese wie gegen andere Tierplagen erst möglich geworden, nachdem man sich durch eingehende Untersuchungen genaue Kenntnis über die Lebensweise dieser Tiere verschafft hatte. Erst dadurch hat man die Stellen gefunden, wo man ihre Entwicklung und Veröberung hemmen und sie vernichten kann. Die Mückenweibchen legen bald nach ihrem sommerlichen Hochzeitsreigen, ehe sie sterben, jedes seine 200 bis 300 Eier auf pflanzliche Abfallstoffe in Keller und Löcher, und die schon nach einigen Tagen ausbrechenden Larven wandern dann im Frühjahr nach Tümpeln, Teichen, Seen usw. und hier hängen sie sich, nachdem sie sich Nahrung gesucht, mit ihrem Atemrohr an den Wasserspiegel, an den sie, wenn sie durch irgend etwas erschreckt in die Tiefe gefahren sind, bald wieder zurückkehren, denn sie brauchen zu ihrer Entwicklung den Sauerstoff der Luft. Wird ihnen dieser entzogen, so gehen sie bald zugrunde. Sieht man daher ein Quantum Petroleum auf das Wasser, so daß dieses sich in einer ganz dünnen, regenbogenfarbig schillernden Schicht auf dem Wasser verbreitet, so schließt man den Larven den Sauerstoff ab und sie gehen dann bald zugrunde. Versuche haben das vielfach bestätigt. Unter anderem hat man in den Gartenanlagen bei Potsdam seit einigen Jahren damit eine entschiedene Abnahme der Mückenplage erzielt.

## Volkswirtschaft.

**Japanische Kohlenlager.** Die Industrie und Gewerbe im allgemeinen ist in Japan auch der Abbau der Kohlenlager erst in verhältnismäßig neuer Zeit in intensiver Weise betrieben worden. Wohl sind die reichsten Vorkommen schon vor Jahrhunderten in Angriff genommen worden, aber von einer modernen, europäischen Verhältnissen entsprechenden Arbeit kann erst seit etwa vier Jahrzehnten die Rede sein. Dafür ist in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum ganz außerordentlich viel geschehen. Der letzte Konsularbericht des Londoner Auswärtigen Amtes läßt ersehen, daß im Jahre 1905 die Kohlenförderung sich auf 11 630 000 Tonnen im Werte von über 80 Millionen Mark belief, während sie im Jahre 1887 200 000 Tonnen nicht überschritten hat. Im Jahre 1906 stieg die Ausbeute auf über 13 Millionen Tonnen und gestattete bereits eine Ausfuhr von 3 Millionen Tonnen. Die Kohlenlager des Chifuho-Bedens auf der Insel Kjusiu ergaben im Jahre 1905 allein fast eine Million Tonnen, d. h. 79 v. H. der Gesamtausbeute. Diese reichen Vorkommen liegen nicht in den eigentlichen Steinkohlenstichen, sondern in der tertiären Formation. Auch einige kleine Inseln in der Nähe von Nagasaki besitzen Gruben von Bedeutung wie Takaschima. Die Insel Amakusa liefert Anthracit. Die ungeheure Steigerung in der Kohlenförderung der japanischen Bodenschätze erscheint fast selbstverständlich, wenn man sich gegenwärtig hält, welche Anforderungen durch die jüngste wirtschaftliche und militärische Entwicklung des Inselreiches gegeben waren. Das Eisenbahnetz hatte sich im Jahre 1906 bis zu einer Länge von fast 8000 Kilometern entwickelt, und die Handelsflotte besitzt schon 1977 Fahrzeuge von insgesamt 339 000 Tonnen.

## Technisches.

Ein neuer benzinelektrischer Omnibus ist jetzt in London auf seinen Probefahrten begriffen. Die Benutzung der Elektrizität für Kraftwagen macht jetzt überhaupt eine Wandlung durch, wie die Einführung der neuen Bezeichnungen benzinelektrisch und petrolelektrisch lehrt. Diese Namen bedeuten, daß die betreffenden Gefährte ihren elektrischen Betrieb nicht durch Akkumulatoren erhalten, sondern durch eine Dynamomaschine, die ihrerseits wieder durch einen Benzin- oder Petroleummotor betrieben werden. Der neue Omnibus, der im „Elekrotechnischen Anzeiger“ ausführlich beschrieben wird, zeichnet sich durch den bei ihm zum ersten Male in dieser Weise ausgeführten Einbau der Antriebsmotoren aus. Die Kraftübertragung geht von einem Benzinmotor mit vier Zylindern aus, gelangt zu einem Gleichstromdynamo und dann zu zwei Antriebsmotoren, die an Hinterrädern ansetzen. Der Benzinmotor vollführt 1050 Umdrehungen in der Sekunde und leistet 30 Pferdestärken. Seine Umdrehungswelle liegt in der Längsachse des Wagens. Für die Zündung sorgt wieder noch eine kleine Dynamomaschine. Der Hauptdynamo ist mit dem Motor durch eine biegsame Kupplung verbunden und wird durch einen Ventilator von der Rückseite aus kräftig gekühlt. Besonderer Beachtung ist darauf genommen, daß selbst im Kurzschluß keine Funken entstehen können und daß die Maschine bei jeder Belastung gleichmäßig arbeitet. Die Antriebsmotore bieten an sich nichts Neues, ihr Gewicht beträgt je 180 Kilogramm, die Steuerung des Wagens erfolgt teils durch den Motor. Die Bedienung geschieht durch einen seitlichen Steuerhebel und durch einen zweiten Hebel auf dem Lenkrad und außerdem durch einen Schalter für Fußtritt. Wenn sich diese neue Konstruktion bewährt, würde sie einen bedeutenden Fortschritt im Vergleich zu der bisherigen Benutzung der Elektrizität für Selbstfahrer bieten. —